

Podcast #gerneperdu

30 Jahre Hochschule Magdeburg-Stendal | 30 Jahre #wirsindh2

Episode 15 | René Sonnenberg

Intro: #gerneperdu der h2 Talk-Podcast mit Rebecca Göring, Robert Gryczke und einem Gast.

Robert: Und damit herzlich Willkommen zur 15. Episode von #gerneperdu, dem h2-Talkpodcast. Mein Name ist Robert Gryczke, neben mir steht meine entzückende und ganz zauberhafte Kollegin Rebecca Göring.

Rebecca: Hallo.

Robert: Und mit uns im Studio ist René Sonnenberg.

Rebecca: René Sonnenberg: Baujahr '73, Professor für Geotechnik und Grundlagen des Bauingenieurwesens. Wollte mal ins All, geht gerne tauchen und hat kürzlich festgestellt, dass sein Smartphone ja zwei Kameras hat. Herzlich Willkommen!

René: Ich bin überrascht, was ihr alles so von mir zusammenfassen könnt, so schnell. Schönen guten Abend, Robert und Rebecca. Vielen Dank für die Einladung.

Rebecca: Ja sehr gerne.

Robert: So, René, wir steigen ein – Geotechnik. Ein kurzes Zitat zum Einstieg: „Als Bauingenieur oder Bauingenieurin der Geotechnik beschäftigst du dich mit einer Vielzahl an erdstatischen Berechnungen und betrachtest detailliert die vorhandenen Bodeneigenschaften.“ – Quelle h2.de. Mein erster Eindruck war so: Schnarch. Aber [lacht]...

Rebecca: Es klingt sehr trocken erstmal.

Robert: Also, nur diese Zeile aus dem Kontext klingt tatsächlich ein bisschen trocken. Kannst

du uns mal ein fiktives Projekt skizzieren und sagen, was ein Bauleiter konkret macht? Ich bin sicher, das geht über diesen trockenen Part hinaus.

René: Bei meinem Bootsmechanik-Prof-Vater, sozusagen, bei dem ich – an der Universität in Weimar hab ich studiert – war, stand ein etwas kürzeres Zitat an der Tür, von Ringelnatz: „Das wichtigste am Sieb sind die Löcher.“ und das sagt eigentlich ziemlich genau das Gleiche aus.

Robert: Und es klingt viel stylischer.

Rebecca: Das stimmt.

René: Gut, das fiktive Projekt wäre zum Beispiel... wir wollten an der Hochschule... oder, das ist gar nicht so fiktiv: An den Laborhallen kommt ein Anbau dran und die müssen natürlich auch die vorgesehene Zeit erhalten bleiben. Und neben den vielen Einflüssen, die der sichtbare Bereich hat, aus Regen, Wasser, aus Wärme, durch die Leute, die das benutzen, die Verkehrslasten – so nennen wir uns, wenn wir dann im Raum stehen – vielleicht auch durch irgendwelche Lagerstoffe, die dort gelagert werden, auch Verkehrslasten, die müssen dann sicher ins Erdreich abgetragen werden, ja. Also die schicke Hülle, die wir sehen, wird niemals da sein können, wenn das, was wir nicht sehen, die Fundamente, wenn die nicht genügend gut durchdesigned und ausgeführt würden, sodass sie auch ihre Aufgaben dauerhaft erfüllen.

Also mit anderen Worten: Geotechnik beschäftigt sich mit all den Sachen, die man zum Schluss nicht mehr sieht, ja. Bei einer Brücke sind das zum Beispiel auch die Gründungen, die Pfähle. Und bei einem Abwasserkanal, den sehen wir auch nicht, fällt eigentlich auch ein großer Bereich in die Geotechnik mit rein. Die

statischen Rechnungen, die dazu notwendig sind, durchzuführen und das auch entsprechend zu planen. Heute war das Thema in der Vorlesung ‚Baugrubensicherung‘ und ich hab die Studierenden alle mal gebeten aufzustehen. Alle sollten mal ungefähr abchecken, wo ist ein Meter fünfundzwanzig, ja. Ein Meter fünfundzwanzig ist die Höhe, wo man in den Graben noch reingehen darf, ohne dass der eine Sicherung braucht. Und der Hintergrund ist ganz klar: Falls der Graben einfach sich zuschüttet von alleine, dass man dann natürlich eine gute Chance hat, das zu überleben. Also, dass der Kopf noch rausgucken kann und man noch sicher atmen kann.

Robert: So ein Meter fünfundzwanzig klingt nach einer Kinderhöhe.

René: Ja, wird dir auch nicht helfen, wenn man sich gerade die Schnürsenkel zumacht...

Rebecca: Ja das stimmt.

René: Die Überlebenschancen, von Erde verschüttet zu werden sind deutlich geringer als von einer Schneelawine.

Rebecca: Also wenn ich jetzt zum Beispiel Bauleiterin wäre und jetzt den Anbau... an welches Haus wäre das hier auf dem Campus?

René: An eines der Hallengebäude, Haus 16 ist das glaub ich.

Rebecca: Hm, wenn ich da jetzt sozusagen diesen Anbau, wenn ich dafür zuständig wäre, dann würde ich diese ganzen Berechnungen machen, oder bin ich als Bauleiterin diejenige, die anschließend nur nochmal drüberguckt und sagt: „Ja, das stimmt so.“

René: Mhm. Also „nur gucken“ sagt sich so schön leicht. Das ist aus meiner Sicht der wesentlich anspruchsvollere, nervenaufreibendere, zeitintensivere – vielleicht sogar schlechtbezahltere – Job. Wie bei allen Sachen: Es gibt natürlich eine gute Aufgabenteilung. Und auch entsprechend dem, was ich gerne mache: Bin ich eher am Rechner, bin ich eher jemand, der Statiken kontrolliert oder aufstellt, Annahmen trifft, um das dann zusammen umzusetzen. Alles wissen wir nicht – wenn wir was nicht wissen, treffen wir eine Annahme, die muss natürlich abgesichert sein. Bin ich eher jemand, der Projekte steuert, der gerne Leute zusammenbringt, also viel telefoniert und koordiniert oder bin ich eher jemand, der bei herrlichem Sonnenschein oder auch bei Regen und Schnee draußen mit vor Ort ist und alles das, was von der Planung vorgegeben ist, umsetzt und mitunter natürlich auch nochmal auf Sinnfälligkeit, auf Praktikabilität überprüft. Und vielleicht hier und da die Hand hebt, nochmal sich rückversichert: „Ist das wirklich so.“, Bedenken anmeldet: „Habt

ihr an das Wasser gedacht; hier ist ziemlich viel Wasser, was machen wir damit.“ Oder vielleicht einen Lösungsvorschlag unterbreitet: „Lass uns doch die Erde lieber nach da drüben bringen, da brauchen wir sie sowieso später noch. Könnte das nicht günstiger werden.“ – das eben mit durchspricht. Ja und natürlich auch einfache Qualitätschecks mit durchführt. Also, da kommen eben irgendwelche Stahlprofile die acht Meter lang sind. Da nehmen sie dann einfach das Schrittmaß, ja, ihr Standardschrittmaß und schreiten mal acht Schritte lang. Ohne, dass jemand mit dem Zollstock guckt, hat man das dann mal schnell kontrolliert und das hilft in den meisten Fällen dann schon.

Robert: Das heißt Bauingenieur:innen sind nicht auf ein berufliches Leben hinter dem Schreibtisch verdammt, sondern sie kommen auch durchaus mal raus aus dem Büro.

Rebecca: Also es kann sehr vielfältig sein, der Beruf.

René: Bei uns war's damals so – die aktuellen Zahlen weiß ich nicht – circa 30 bis maximal 40 Prozent, die ein Bauingenieurstudium abschließen – egal ob Bachelor oder Master – sind dann auch wirklich in dem Beruf als Bauingenieur:in tätig. Egal ob am Schreibtisch, in der Breaksteuerung oder auf der Baustelle. Alle anderen machen irgendwas ganz anderes. Es gibt ja sehr viele Tätigkeiten, wo ein Hochschulabschluss notwendig ist. Und bei vielen dieser Tätigkeiten qualifizieren sich Bauingenieur:innen doch sehr gut. Was sind die Voraussetzungen, dass ich Bauingenieur:in werden kann? Die Voraussetzungen sind... oder günstige Größen, die da unterstützen, sind Sachen wie Dinge logisch aufbereiten, Abwägen: Ist das günstig, ist das ungünstig, bin ich da auf der sicheren Seite. Vielleicht auch abstrakter zu denken und vor allem auch sich genau zu überlegen: „Ok, wie viel ist gut genug und alles andere brauch ich vielleicht gar nicht.“ Also praktisch dieses Abstraktionsvermögen.

Rebecca: Hm. Meine beste Freundin studiert tatsächlich auch Bauingenieurwesen in Dresden an der TU und...

René: Glückwunsch.

Rebecca: [lacht] Ja, ich bin da auch sehr stolz auf sie. Und ich hatte sie mal gefragt: „Was machst du eigentlich so. Ich kann mir darunter wenig vorstellen, was macht ein:e Ingenieur:in.“ Und sie hatte dann mal gesagt: „Stell dir vor, es wird ein neues Haus gebaut und dann kommt der Architekt und stellt sich da was total tolles drunter vor und macht da seine Skizzen und seine Modelle. Und ich bin dann sozusagen diejenige, die guckt: Ist es überhaupt tragbar, im wahrsten Sinne. Also können die Stahlträger das

tragen, sind die Fundamente groß genug und ähnliches.“ – würdest du das so unterschreiben?

René: Ja und nein. Es ist erstmal ein gängiges Bild. Vor allem wenn man neu anfängt zu studieren, braucht man natürlich erstmal eine Definition, in welche Richtung geht's, was mach ich hier, wo steh ich. Dieses gängige Bild dient auch ein bisschen der Abgrenzung und das kann durchaus positiv sein. Ich möchte nur warnen, dass das eben auch umschlägt. Oftmals entwickelt sich dann... oder wenn dieses Bild zum Selbstläufer wird, könnte sich das in eine Richtung entwickeln, die vielleicht dem nahe kommt: Architekten lassen sich die wahnsinnigsten Sachen einfallen und wir sind Bauingenieure, wir holen die wieder auf die Erde, ja. Beziehungsweise aus einer anderen Perspektive: „Also ich hatte so gute Ideen gehabt, ich wollte da so eine fliegende Terrasse haben und dann hat mir der Bauingenieur gesagt: ‚Das geht nicht.‘ – aber ich finde das toll.“, ja, und: „Die blockieren immer alles.“ Und das finde ich gar nicht so eine gute Entwicklung. Ich finde eher so eine Zusammenarbeit, ein gemeinsames Kämpfen um eine gute Lösung. Auch Bauingenieur:innen können und vor allem müssen kreativ sein. Es ist nicht dabei Schluss zu sagen: „Nee, das geht nicht.“ Es gehen sehr viele Sachen, ja. Sicherlich geht nicht dieser stützenfreie Raum, so wie man sich das vielleicht in einer Animation sehr schön vorstellen kann. Aber vielleicht kann man sehr schlanke Stützen clever anordnen, sodass sie die Blickrichtungen vielleicht gar nicht so sehr stören. Man muss also dann im Dialog zu einer guten, zu der bestmöglichen Lösung kommen und das geht natürlich nur im gegenseitigen Vertrauen, im Respekt und wenn man sich versucht an der gemeinsamen Sache zu orientieren.

Rebecca: Am großen Projekt sozusagen.

Robert: Also sind Bauingenieur:innen nicht diejenigen, die dem Architekten oder der Architektin die große Traumblase zerplatzen lassen, sondern sie bieten eher zwei vielleicht tragbarere Bläschen an.

René: Robert, sehr schön gesagt.

Robert: Ich versuch's.

René: In einer idealen Welt wäre das so, in der real existierenden ist es vielleicht irgendwas zwischen dem, was Rebecca gesagt hat und dem, was du eben gesagt hast. Und spann ich jetzt mal den Bogen zur Geotechnik; warum mich das interessiert oder warum das spannend ist. Das lernen jetzt die Studierenden bei mir bisschen in der Vertiefung: Viele Sachen, auf die man sich vielleicht in den Gebieten, mit denen wir uns bis jetzt beschäftigt haben, verlassen konnte – „Das ist eben immer so, das wird eben immer so gemacht.“ – diese Zauberblase, die löst sich langsam auf, ja. Heute haben wir uns – wir

studieren im Grünen – heute sind wir rausgegangen, haben uns in der Übung draußen betätigt. Und in der Übung ging es eben um, ich möchte ja fast sagen ‚Mittel der schwarzen Magie‘, um Sachen zur...

Robert: Jetzt bin ich ganz bei dir, René.

René: ... um Sachen hinzukriegen, wo wir eben nicht genau wissen, wie es läuft oder wo wir mit irgendwelchen Annahmen, mit irgendwelchen Tests versuchen große Sachen zu interpretieren, die wir aus der Datenlage, aus irgendwelchen technischen Signalen, erstmal so gar nicht rauskriegen können. Und ich denke, alle waren erstaunt, was da so eigentlich geht. Und ich hoffe, ich konnte die Gruppe auch sensibilisieren für die Unsicherheiten, die natürlich da mitschwingen.

Robert: Aber ganz lustig – als du eben über die schwarze Magie geredet hast ging's ein bisschen um Praxisnähe und du hast den Studis so mit praktischen Beispielen gezeigt, wie der Beruf, das Studium aussehen kann. Gibt's denn andere Möglichkeiten oder habt ihr andere Möglichkeiten, um den Studis die Inhalte ein bisschen praxisnäher zu vermitteln? Also Simulation, Exkursion et cetera.

René: Durchaus. Also die Vielfalt ist bestimmt groß. Demnächst werden wir eine Exkursion durchgeführt haben, die vor geht zur Strombrücke, zur Zeit wahrscheinlich das größte Bauvorhaben in Magdeburg. Und da ist für Bauingenieur:innen, sicher auch für Architekt:innen oder auch für Interessierte natürlich sehr viel dabei. Und für mich besonders interessant... die sind ja gerade noch zumindest auf der einen Seite dabei, sich mit der Gründung zu beschäftigen, der richtige Zeitpunkt. Alle die Studierenden bei uns aus dem Studiengang, die sich mit Geotechnik auseinandersetzen, einzuladen und am kommenden Montag haben wir eine Exkursion dort und gucken uns an, wie dort die Arbeiten voran gehen. Und wenn's klappt, werden dort auch Archäologen noch vor Ort sein. Die haben ein kleines Zeitfenster zugeordnet gekriegt, wo sie nochmal spezielle, für sie interessante Untersuchungen durchführen können. Als Geotechniker:in oder als Bauleiter:in, als Fürsorgliche:r für die Brücke ist man da vielleicht nicht ganz so begeistert, weil das bedeutet meistens...

Rebecca: Wenn was gefunden wird?

René: Wenn was gefunden wird, im Zeitplan, die Termine. Es gab auch schon Fälle, dass dann das Bauvorhaben komplett abgebrochen worden ist und an der Stelle dann eine museale Einrichtung entstanden ist.

Rebecca: Hattest du das schonmal? Ist das bei einem Bauprojekt von dir schonmal vorgekommen?

René: Nein, das nicht. Ich war mal – jetzt müsste ich fast überlegen, wo das war; ob das in Köln oder in Trier war – also in einer Stadt, wo der ganze Innenstadtbereich bis auf mehrere Meter Tiefe zweitausend-und-mehr Jahre Geschichte mit sich trägt. Da ist es natürlich Wahnsinn, dort eine Tiefgarage planen zu wollen mit der Annahme, dass man dort in jungfräulichen Boden sich bewegt. In der Tat hat man dort natürlich mehrere Schichten irgendwelcher alten Fundamente, Reste von Kulturen gefunden, die man halt gerne der Nachwelt zeigen möchte. Und das ist jetzt eben kein Parkhaus geworden, sondern ein Museum.

Robert: Wir schließen mal den Komplex ‚Studium‘ gleich ab, aber wir sind neugierige Geister – Rebecca mehr als ich, ich bin eher so feststofflich.

Rebecca: [seufzt] Aber auch neugierig.

Robert: [lacht] Du unterrichtest sechs Module...

Rebecca: Das haben wir zumindest online auf der Moodle-Seite so gefunden.

René: Hab ich gar nicht so genau nachgezählt.

Rebecca: Also wir haben auf der Moodle-Seite sechs Module gefunden, die unter deinem Namen angegeben waren, die du unterrichtest.

Robert: Sofern die wirklich alle zu dir gehören: Welches davon machst du besonders gerne und gibt es vielleicht einen guilty pleasure? Also ein Modul oder ein Kurs, der eigentlich gar nicht so spannend ist, aber den du total faszinierend findest.

René: Fangen wir mal mit dem an, den ich aus eigener Motivation sehr, sehr gerne mache. Und interessanterweise kommt der bei den Studierenden – hallo liebe Studierenden – gar nicht so gut an. Es ist ein Wahlpflichtfach – gut, da ist die Konkurrenz auch unwahrscheinlich groß, ja. Und man kann ja natürlich so viele Wahlpflichtfächer wählen wie man möchte, aber auch bei Bauingenieurstudierenden ist die Woche und die Stundenanzahl begrenzt, also muss man sich da so ein bisschen die Ressourcen gut einteilen. Das Wahlpflichtfach, was ich anbiete, befasst sich mit Excel und wie wir das in der Geotechnik oder an geotechnischen Beispielen anwenden können. Also wie kann ich jetzt Excel noch mehr machen lassen als nur eine Zahlenreihe zusammen zu addieren. Das ist sicherlich eine Sache, die die Studierenden sehr gut hinkriegen, die sind sehr versiert dort Sachen zu entwickeln. Das zu steuern oder da Sachen anzuregen, das möchte ich eigentlich in dem Wahlpflichtfach verfolgen anhand von geotechnischen Beispielen oder Problemen. Auf der anderen Seite liegt mein Fokus in dem Fach darauf, dass dieses Werkzeug, was zum Schluss entstehen soll, also das ist nicht einfach so ein

one-way-Produkt, ja, das sollte schon mehrfach genutzt werden können. Nach Möglichkeit auch von anderen Menschen im Büro, im Bekanntenkreis... im Fachbekanntenkreis. Und dazu brauchen wir nochmal eine andere Qualitätsstufe. Also zum Beispiel eine Dateneingabe, die so einer einfachen Struktur wie von links nach rechts, von oben nach unten folgt. Und auch das klingt sehr plausibel, geradezu trivial, aber auch das muss man eben erstmal üben oder umsetzen oder selbst auch erstmal ausprobieren, ja. Welche Sachen da so günstig sein können und welche Sachen ungünstig sein können.

Robert: Ich kann mir vorstellen, dass es da schon Aha-Momente gibt, wenn ich jetzt von mir ausginge. So die meisten Leute, auch aus dem akademischen Umfeld, so Word- und Excel-Programme hat man ja doch häufig einfach auf dem Rechner. Und wenn ich mir vorstelle: „Ey, ich denke, ich weiß jetzt wie man Excel benutzt.“, aber dann bekomme ich nochmal ein Skill-Set dazu; da gibt’s doch bestimmt in den Kursen selbst auch so Momente, wo die Studis sagen: „Boah, das wusste ich jetzt aber überhaupt nicht.“

René: Die Freude liegt meistens eigentlich eher auf meiner Seite, wenn ich dann mit Lösungen überrascht werde, an die ich noch nicht gedacht habe oder die eben auch sehr gut funktionieren. Das ist vielleicht eher so eine Sache. Ansonsten freu ich mich, wenn ich ein paar – ich arbeite sehr gerne mit Shortlinks – wenn ich da ein paar Sachen weitergeben kann; Tastenkombinationen die das Leben ein bisschen vereinfachen.

Robert: René, du steckst offensichtlich in der Materie, du kennst deine Disziplinen – warum um Gottes Willen war denn der Beruf Professor für dich unrealistischer als der Beruf Kosmonaut?

René: Bevor ich mich als Professor irgendwo beworben habe, hab ich eigentlich lange als Bauingenieur gearbeitet. Und habe dann in Schottland promoviert, bin dann irgendwann fertig geworden und zu der Zeit standen die Aussichten Professor zu werden eigentlich gar nicht so gut, ja. Was braucht man, um Professor zu werden? Man braucht eine gewisse Qualifikation. Ok, das hatte ich. Man braucht vielleicht ein bisschen Erfahrung. Ein ganz kleines bisschen hatte ich vielleicht noch oder könnte ich da vielleicht überhelfen. Vor allem braucht man aber ein Angebot und daran hat’s doch in dem Augenblick gescheitert. Die Community ist doch recht klein. Und zu der Zeit, als das für mich interessant gewesen wäre, waren die Aussichten eigentlich gar nicht so günstig dort unterzukommen. Aber zur gleichen Zeit gab es – das war wohl im Jahr 2008, 2009 rum – war ich gerade bei Freunden zu Weihnachten zu Besuch und um die

Weihnachtszeit kam dann in der Tagesschau – das muss man sich mal vorstellen, in der Tagesschau – wurde das neue ESA, die European Space Agency, das neue ESA-Programm kurz angerissen und dass man eben plant, im Jahre zweitausend und paar in den zwanzig den Mond mal wieder zu besuchen und dass man dazu eben demnächst Leute rekrutieren möchte, die daran mit teil... die da mit dabei sein möchten, ganz einfach. Und da ich bei meinen Freunden eigentlich einen gewissen Ruf habe, bei solchen Sachen, oder überhaupt bei Sachen, sehr spontan zu sein, hab ich dann eben genau in der Tagesschau einen ziemlich heftigen Schlag oder Seitenhieb in die Rippen gekriegt mit dem Spruch: „Na das wär doch genau das Richtige für dich.“ Dann haben wir alle gelacht und sind ins Bett gegangen, das war ok. Aber irgendwie hab ich die Nacht dann doch ein bisschen unruhig geschlafen und dachte mir, so wie ich eigentlich schon immer war: „Why not, warum eigentlich nicht.“

Rebecca: [lacht] Klar, ich werd halt einfach mal Astronaut.

René: Ich bin dann an dem Sachverhalt drangeblieben. Dadurch, dass ich ostozialisiert war oder bin, wäre ich Kosmonaut geworden. Ja, und aber das Verfahren war dann eigentlich doch recht spannend. Also wie man merkt, ich bin jetzt hier in dieser Sendung, also sende jetzt nicht vom Mond, hab dann doch eine andere Karriere eingeschlagen. Insgesamt haben sich damals um die 10.000 Leute schriftlich beworben. Man musste da noch ein paar Zertifikate mit anhängen. Und von diesen 10.000 Leuten wurden immerhin 1.000, also jeder zehnte, eingeladen zu Tests. Das waren im Wesentlichen Psychologietests, Mathematik-, Physiktests, ein kleiner Flugsimulator war noch mit dabei. Ging den ganzen Tag und da war ich mit dabei, das war in Hamburg. Dort wurden teilweise sogar Leute aus Australien eingeflogen, weil die sich da eben auch beworben hatten. Und jede:n potentielle:n Kandidat:in wollte man eben untersuchen. Also hat man dann von den 10.000 Bewerbungen 1.000 eingeladen. Und so ging das dann immer weiter: Von den 1.000 wurde dann 200 eingeladen, dann ging's da schon in zeitintensivere, sportliche Tests und von den 200 – da war ich dann nicht mehr dabei – wurden dann nochmal 50 Leute eingeladen, nochmal für psychologische Tests. Und irgendwann – ja wir wissen's – wurden dann fünf oder sechs genommen, die durchaus verschiedene Qualifikationen haben. Das geht von Jagdfliegerin, viersprachig inklusive Russisch und dazu noch einen Dokortitel in den medizinischen oder physikalischen Disziplinen, um nur ein Extrem zu nennen. Also schon sehr stark gebildete Leute, die, wenn man sich die Lebensläufe anguckt, doch recht früh schon entschieden haben, wo sie hinwollen und das auch genau fokussiert haben.

Rebecca: Hm-hm.

Robert: Viersprachige Jagdfliegerin mit Dokortitel. Also an alle da draußen: Macht euch keinen Druck, aber ihr habt jetzt auf jeden Fall ein Ziel, das ihr erreichen könnt.

Rebecca: Aber wenn du jetzt ins All geflogen wärst, dementsprechend für dieses Projekt jetzt auf dem Mond – was hättest du denn als Bauingenieur dann auf dem Mond gemacht?

René: Vor allem Anweisungen gehorchen. Das ist die Hauptaufgabe von den Leuten, die da draußen sind. Klar müssen die natürlich sehr gut ausgebildet sein – je nachdem, ob ich jetzt der/ die Kommandant:in bin, für das Raumschiff die Verantwortung habe, für den Flug die Verantwortung habe, dann ist das eher eben auf dieser technischen Seite. Dann muss ich vielleicht mit dem Sextanten oder mit dem Kompass versuchen, die Flugbahn zu korrigieren. Da brauch ich mir keine Sorge zu machen, das machen die alles von Unten, ja. Oder ich bin eher in dem wissenschaftlichen Bereich, ich führe also Experimente durch. Und ich denke, da hätte ich mich dann wahrscheinlich eher gesehen. Mit dem Abschluss eines Ingenieurs und dann noch einer Promotion hab ich ja nachgewiesen, dass ich wissenschaftlich arbeiten kann. Und je nachdem, welche Experimente durchzuführen sind – man ist ja in gewisser Weise nur so eine Art Roboterarm, ja. Man kriegt gesagt: „Still sitzen.“, dann geht die Rakete los – übrigens daran ist es gescheitert, ich kann nicht so gut stillsitzen – und oben kriegt man dann gesagt, welche Sachen durchzuführen sind. Und das wird ja vorher lange und sehr wiederholt trainiert, weil da oben natürlich nichts, aber auch gar nichts dem Zufall überlassen werden sollte.

Robert: Ich find's schön, dass du den Beruf nicht so überromantisierst.

Rebecca: Hm.

René: Da gibt's nichts zu überromantisieren. Die Nächte – sofern man da von Nächten sprechen kann – sind wahrscheinlich sehr nervenraubend und dann ständig irgendwelche Vibrationen, Geräusche von der Klimaanlage, von den technischen Geräten, die dort permanent 24 Stunden, twenty-four seven, laufen müssen. Man weiß ja gar nicht, wie man sich hinlegen soll, denn man weiß ja gar nicht, wo unten ist.

Die Sachen sind wirklich sehr – also, vermutlich, denk ich mal, ich war ja noch nicht oben, kann ich nicht aus eigener Erfahrung berichten – sind wahrscheinlich sehr nervenaufreibend, da muss man natürlich auch sehr zäh sein und auch sehr relaxed damit umgehen können. Auch einfaches Wasser: Sich waschen, geht ja nicht, das perlt ja alles auf der Haut ab.

Rebecca: Oder in der Luft halt einfach als Blubberblase.

René: Es fliegt einfach so rum, jaja.

Rebecca: [lacht] Dann können wir jetzt zu unserem kurzen Break kommen. Es ist Zeit für ‚Entweder...‘

Robert: ... oder was anderes.’

[Musik]

Rebecca: ‚Entweder oder was anderes‘ funktioniert so: Wir haben uns natürlich dein Vorgespräch zur Hand genommen und ein paar Fakten rausgesucht beziehungsweise ein paar lustige Fun Facts über dich, über dein Leben und ein paar knifflige Entscheidungsfragen zusammengestellt, die lesen wir dir vor.

Robert: Und du entscheidest aus dem Bauch heraus, ob das eine oder das andere.

Rebecca: Möchtest du anfangen, Robert?

Robert: Och, wenn du so fragst, hätt ich schon Lust.

Rebecca: Na dann.

Robert: Der Projektpitch deines Lebens: Lieber mit Schnauzbar und Toupet oder mit stonewashed Hochwasserhosen?

René: Lieber mit Schnauzbar und Aktenkoffer.

Rebecca: Mhm. Meet and Greet: Triffst du lieber George Orwell zufällig auf dem Herrenklo in der Mensa oder den Maulwurf aus deinem Garten beim Schnorcheln?

René: Wie wär’s mit George Orwell im Garten?

Rebecca: [lacht] Sowas hatten wir auch noch nicht; einfach das beste aus beiden kombinieren. So geht’s auch.

Robert: Wow. Die haben über Kompromisse geredet. Back in the Pack – du räumst den Rucksack nicht richtig aus. Was findest du nach einem Jahr wieder: Ein Kilo Knoblauch oder den Maulwurf aus deinem Garten?

René: Wahrscheinlich eher den Knoblauch.

Rebecca: [lacht] Alles klar. Wunderbar. Das war’s auch schon; ganz kurz und knackig. Ja, über deinen Beruf als Kosmonaut haben wir jetzt schon geredet. Deswegen sind wir jetzt nochmal zurück zum Thema ‚Traumjob Professor‘.

Robert: Wir haben unsere Moderation geswitched, können wir doch einfach sagen.

Rebecca: Ja, genau, haben wir vorhin gemacht. Hat sich so ganz organisch ergeben. Wir wissen jetzt schon, warum Professor damals für dich unrealistischer war – schlichtweg weil du hast gesagt, dir haben die Angebote damals eigentlich gefehlt. Ein Dokortitel – ist das ein Must-have für die Karriere, wenn man Professor werden möchte oder ist das einfach ein Türöffner?

René: Kommt sicherlich auf den Bereich drauf an, wo man arbeitet. In den Ingenieurwissenschaften, überhaupt in den Naturwissenschaften denke ich schon, dass das ein Must-have ist. Einfach weil der Doktor, genauso wie der Bachelor oder der Master, eine Qualifikation ist, die bescheinigt, dass man in einer bestimmten Art und Weise sich einem Thema nähern kann. Also mit einem Bachelor weiß ich zum Beispiel, die Person kann eine Tiefgarage bearbeiten, selbstständig. Bei einem Master weiß ich vielleicht, die können sich ein bisschen mehr in das Detail, diese einzelne Stütze, reinarbeiten. Und beim Doktor weiß ich vielleicht, dass der sich nochmal mit innovativen, ganz neuartigen Materialien auseinandersetzen wird und da eben vor allem noch selbstständiger arbeiten kann und vielleicht kreativere Fragen stellt. Sachen, die gegeben sind, auch genauer hinterfragt oder auch einfach in Frage stellt.

Rebecca: Hm. Du hast keinen Bachelor-Master-Abschluss, du hast einen Diplomabschluss und den hast du in Weimar gemacht. Das haben wir so von deinem Lebenslauf abgelesen. Und anschließend hast du auch drei Jahre in Weimar gearbeitet. Korrekt?

René: Als Statiker, hm.

Rebecca: Als Statiker, ok. Was war dann der Anstoß dafür, dass du deinen Doktor gemacht hast?

René: Das war eigentlich ein Wunsch, den ich schon während des Studiums hatte - mich weiterzuentwickeln. Damals gab es die Möglichkeit für Bachelor oder Master nicht. Da hatte man vielleicht die Möglichkeit, den Diplom-Ingenieur mit einer Diplomarbeit abzuschließen. Deswegen heißt es ja Diplom-Ingenieur oder man wird eben Bauingenieur und studiert ein Jahr kürzer und hat dann diese Diplom-Phase nicht mit dabei, die ja schon so eine wissenschaftliche Herangehensweise praktisch beinhaltet sowie auch die Bachelorarbeit ein bisschen zeigen soll, dass man sich mit einem Thema intensiver auseinandersetzt. Und mit der Masterarbeit dann noch mal eine Ecke mehr und das hat mir eigentlich ziemlich gut gefallen, sodass ich zur damaligen Zeit mit dem Professor, wo ich vertieft hatte, Kontakt gehalten habe. Mein Massivbau-Professor war dann mit seinem Büro auch mein Prüfstatiker und durch diesen engen Kontakt konnte diese kleine Flamme des

Weiterentwickeln und an der Forschung dran zu bleiben, weiter leuchten und irgendwann sind wir mal ins Gespräch gekommen und da war ich dann soweit. Ich war nach dem Studium in der Praxis bisschen gefestigt, habe da neue Aspekte kennengelernt und würde mich jetzt gerne weiterentwickeln, habe wieder Lust gehabt zu studieren. Da hat man ja meistens am Schluss des Studiums nicht so viel Lust und will erstmal praktische Sachen machen. Die Lust war jetzt wieder gewachsen, die Motivation war da und dann haben wir gemeinsam nach einer Möglichkeit gesucht, wie man das umsetzen könnte und da haben wir es wieder! Es müssen mehrere Bedingungen zusammenkommen: Motivation und Wille sind das eine, eine gewisse Befähigung ist das andere. Aber daran erinnere ich mich zum Beispiel an die Aussage eines Professors, mit dem ich mich auch mal unterhalten habe. Der hat so in einen Hörsaal reingeguckt und gesagt: „Hier sitzen jetzt 200 Studierende. 90 % davon könnten auch promovieren, die hätten das Zeug dazu aber nur ganz wenige machen es. Grund dazu sind die verschiedenen Lebenssituationen.“ Ich hätte mir das nicht vorstellen können, wenn ich vielleicht für eine andere Person hätte Verantwortung übernehmen müssen, in der Zeit zum Beispiel oder in einer Partnerschaft mit einem gemeinsamen Kind. Dann wird natürlich die Zeiteinteilung anders gestalten auch durch andere Sachverhalte diktiert oder vorgegeben. So eine Promotion erfordert natürlich in gewisser Weise auch, dass man sich sehr intensiv mit der Sache beschäftigt und da gibt es eben nicht unbedingt so einen klaren und geradlinigen Feierabend, da geht es auch am Wochenende weiter.

Robert: Aber du hattest dann das, was auch Pokémon auf Level 1 haben: Den Willen, dich weiterzuentwickeln.

Rebecca: [lacht]

René: Ich hatte vielleicht auch ein gutes Würfelpaar, dass es geklappt hat.

Rebecca: [lacht]

René: Wie gesagt, das Schwierigste ist erstmal, den Job zu kriegen und darin dann zu bestehen. Dazu haben eigentlich die meisten gute Anlagen und Fähigkeiten und in der Regel macht man sowas ja nicht ganz alleine, denn man hat ja auch Mentoren und auch andere Kollegen, andere promovierende Studierende, wo man sich gegenseitig unterstützt.

Robert: Apropos Dementoren.

Rebecca: [lacht]

Robert: Schottland. Na, war das eine Brücke? Das war bisschen cool.

Rebecca: Das war sowas von einer Brücke.

Robert: Und Rebecca war bei dem Punkt in der Vorbereitung viel aufgeregter, als ich persönlich aber du hast in Schottland, genauer in Dundee, promoviert. Warum in Schottland und wie war die Zeit in Dundee?

René: Die Zeit in Dundee war natürlich hervorragend. Wenn ich jetzt an den Start zurückdenke, war die Sache vielleicht eher mit gewissen Zweifeln behaftet. Zur damaligen Zeit war die Anreise ein bisschen anders, als es heute möglich wäre. Ich bin damals nach London geflogen, habe mich dann in den Zug gesetzt und hatte eine Nachtreise...

Robert: Gleis 9 ¾.

Rebecca: [lacht]

René: ...zur Universität. Dort hatte ich sehr gute Gespräche, war sehr interessiert. Mir hat die ganze Sache ziemlich gut gefallen. Das Projekt fand ich sehr spannend und hatte dadurch natürlich auch, dass man eben langsam hingereist ist und auch wieder langsam wegreisen musste. Somit hatte ich ein bisschen Zeit, mir die Stadt anzugucken und war dann ein bisschen sehr ernüchternd. Dundee, kann man vielleicht wissen, ist eine sehr Industrie geprägte Stadt. Wenn man sich jetzt einen typischen schottischen Reiseführer anguckt, wird man mehrere Seiten zu Glasgow finden, mehrere Seiten natürlich zu Edinburgh und zu Dundee, wenn man Glück hat, vielleicht einen kleinen Absatz.

Rebecca: [lacht]

René: Das war auch ungefähr das Bild. Mein erster Eindruck, den ich von Dundee hatte und auch da war natürlich eine Entscheidung zu treffen. Leben heißt ja nicht nur studieren und an einem Projekt mitarbeiten. Leben heißt ja auch, sich kulturell in der Stadt wohlfühlen, Leute zu treffen, dort nette Punkte zu haben, wo man gern hingehet und das habe ich so erst in dieser Industriestadt zunächst gar nicht so wahrgenommen. Und dann dachte ich mir aber: "Hey, Ho. Dann hast du vielleicht ein bisschen mehr Zeit für das Studium, das ist ja auch schwierig genug in einer Fremdsprache." Die Realität sieht natürlich ganz anders aus. Ich habe mich dann sehr wohl in Dundee gefühlt. Das Wetter ist, wenn wir jetzt mal davon sprechen, das ist natürlich nicht das Hauptthema, in Schottland eher harsch.

Rebecca: [lacht]

René: Nicht so sehr an der Ostküste. Dundee liegt an der Ostküste. Das Wetter kommt aus dem Westen, regnet sich über Glasgow ab über den West Highlands, da wo die touristischen Highlights sind. Daher kommt der Mythos, dass

da immer schlechtes Wetter ist, bis es dann nach Dundee in den Osten gekommen ist. Dann war es eigentlich immer sehr sonnig.

Rebecca: Was war jetzt aber wirklich der ausschlaggebende Punkt, dass du in Schottland promovierst oder überhaupt im Ausland und nicht in Deutschland? Lag das einfach an dem Forschungsprojekt in Dundee, welches dich interessiert hat oder hattest du einfach Bock auf Auslandsstudium und Auslandspromotion?

René: Eigentlich hatte ich davor ein bisschen Respekt, wenn nicht zu sagen Angst. Man begibt sich in ein anderes Land, das ist erstmal eine gewisse Herausforderung. Man begibt sich in ein anderes Land, wo man zunächst die Sprache noch gar nicht so gut kann. In dem Augenblick war das einfach eine ganz einfache Notwendigkeit. Weil zu dem Zeitpunkt, nicht wie heute, vor 20 Jahren, hatte man nicht das Risiko gehabt, als Bauingenieur aus der Mensa herauszukommen und wird von einer Firma weggefangen. Im Gegenteil. Vor 20 Jahren ging es der Baubranche in der Bundesrepublik sehr schlecht mit der ganzen Konsequenz. Also es gab wenig Bauaufträge, das heißt, Baufirmen haben Personal abgebaut und haben wenig umgesetzt. Demzufolge haben auch Ingenieurbüros weniger Arbeit gehabt. Softwareentwickler haben weniger Arbeit gehabt und es war auch insgesamt weniger Geld für Forschungsmittel da. Sodass mein Professor von der Uni dann eben sagen musste, dass die finanzielle Situation so ist, dass wir kaum sicherstellen können, dass die, die gerade mittendrin sind noch sicher bis zum Ende finanziert werden können. Also ein ziemlich guter Zeitpunkt, den Kopf mal über den Tellerrand lunzen zu lassen und eben die Fühler etwas weiter auszustrecken.

Rebecca: Ich habe gerade nochmal kurz in den Lebenslauf geguckt und hier steht, deine Thesis hatte den Titel (ich hoffe, ich spreche es richtig aus): „Centrifuge modelling of slope reinforcement by vegetation“.
Kannst du uns kurz sagen, worum es da jetzt eigentlich ging? Weil unter dem Titel kann ich mir jetzt auch wirklich wenig vorstellen und ich weiß, es hat etwas mit Vegetation zu tun und etwas mit einer Zentrifuge.

René: Da haben wir eigentlich schon fast alles zusammen.

Rebecca: [lacht]

René: Da nehmen wir noch das Bindeglied. Also in der Arbeit ging es um Böschungen, Geländesprünge - auch übrigens ein Thema, was ich in der Lehre mit vertrete. Immer dann, wenn das Gelände springt, also wenn es von einem höheren Niveau auf ein niedriges Niveau weiterlaufen soll, müssen wir uns darum kümmern, dass das sicher stattfindet. Stellen wir

uns einfach mal einen Bahndamm vor, der in drei, vier Meter Höhe verläuft, weil das die Linie ebenso vorsieht, dann brauchen wir natürlich eine gewisse Sicherheit, dass dieser Bahndamm nicht abrutscht. Klassischerweise könnte man jetzt zwei Sachen heranziehen: Man könnte den Bahndamm flach genug gestalten, das wäre eine Variante oder die zweite Variante wäre, dass man eine Stützwand hinstellt, die dann die Aufgaben übernimmt. Bahndämme alle breiter machen, würde sehr viele Ressourcen verbrauchen, denn wir brauchen dann natürlich extra Material und wenn der Bahndamm breiter wird, haben die Leute die rechts und links vom Bahndamm wohnen etwas dagegen, wenn ihr Garten plötzlich kleiner wird. Dann wäre die Alternative, wir stellen eine Stützwand hin, dann bleibt der Garten genauso groß und der Bahndamm ist trotzdem gesichert aber auch das würde bedeuten, dass wir viele Ressourcen brauchen. Sehr viel Stahl und sehr viel Beton und das ist auf einem kurzen Abschnitt durchaus durchzuführen. Wir sprechen hier aber von Eisenbahndämmen, die sich über 150 Jahre lang entwickelt haben und mittlerweile ein sehr dichtes Netz, in dem Fall in Großbritannien aber auch auf dem europäischen Festland, ausmachen. Und dieses große Netz jetzt überall sicherer zu gestalten mit Beton und Stahl wäre ein enormer Ressourcenaufwand und zeitlich und finanziell gar nicht durchzuführen. Somit kam man zu der Überlegung, vielleicht ein paar gute Aspekte miteinander zu kombinieren und zwar konkret Vegetation mit heranzuziehen, die gezielt auf Bahndämmen angepflanzt wird, um diese Böschungen zu sichern. Stellen wir uns einfach vor, diese Vegetation hat ja Wurzeln, welche wir nicht sehen und diese Wurzeln dringen in die Oberfläche der Böschung mit ein bis zu einer gewissen Tiefe und vernageln sozusagen diese Erde. Sie erfüllen eine ähnliche Funktion wie vielleicht die Bewehrung im Beton und sichern dadurch diese Bahndämme. Das ist sehr nachhaltig, wenn sie erstmal los wachsen, den Rest machen sie dann alleine und es sieht sehr schön aus und ich muss mich dann gar nicht mehr groß darum kümmern. Mit dieser Strategie kann ich dann sehr weite Strecken, sehr lange Strecken nachhaltig sichern. So und wie nähere ich mich der Problematik? Ich kann das natürlich mit einer Software modellieren, das gelingt mir aber nur, wenn ich gute Eingangswerte habe, wenn ich verlässliche Parameter habe. Ich könnte natürlich auch ein Modell bauen, was 1:1 ist. Das wäre dann ein sehr großes Modell, dann müsste ich vielleicht auch lange genug warten, bis Pflanzen groß genug sind und dann hätte ich noch das Problem: „Okay, wie teste ich das jetzt? Wie kann ich jetzt diesen Bahndamm dazu bringen, dass eine Situation entsteht, dass der eigentlich versagen möchte und wie kann ich dann feststellen, dass die Vegetation dazu beiträgt dieses Versagen zu verhindern?“ Also bräuhete ich schon mal zwei Modelle. Eins ohne Vegetation - was dann idealerweise versagt und ein Bahndamm mit Vegetation, wo dieses

Versagen eben nicht eintritt. Das wäre auch sehr aufwendig und dann könnte ich in drei Jahren vielleicht nur ein oder zwei Sachverhalte untersuchen und das Bindeglied zwischen einer Modellierung am Rechner und so einem echten Modell, wäre ein kleines Modell. Darum geht es in der Forschungsarbeit oder ging es in der Forschungsarbeit, dass man die Sachverhalte an kleinen Modellen testet. Stellen wir uns mal so ein Modell vor. Vielleicht nur einen Meter hoch. Das soll jetzt unsere Böschung sein - unser Bahndamm mit kleinen Pflanzen, die demnach auch schneller wachsen können. Ja, weil die ja nicht so groß werden müssen wie ein Strauch oder ein Baum. Und damit sich das kleine Modell jetzt so verhält, wie ein richtiges Modell, bedienen wir uns eines Tricks: Wir bauen dieses kleine Modell in eine Zentrifuge ein. Kennen wir alle. Eine Zentrifuge ist eigentlich so eine Art Kettenkarussell. Wenn ich da drauf sitze und das Kettenkarussell dreht sich, dann erfährt mein Körper, dann erfahre ich eine Beschleunigung, die ein bisschen größer ist, als die Erdbeschleunigung. Auch das erfährt dieses kleine Modell, dieses Böschungs-Modell und durch gewisse Modellgesetze verhält sich diese Modell-Böschung sowie meine 1:1 reale Böschung und es gelingt mir, sehr viele Böschungen zu untersuchen auch verschiedene Aspekte zu untersuchen und das war der Inhalt dieses Projektes.

Rebecca: Cool.

Robert: Gab es ein positives Ergebnis?

Rebecca: [lacht] Er ist Doktor geworden! Also ich denke mal schon.

Robert: Ja für uns gab es ein positives Ergebnis, weil er ja jetzt hier ist. Aber ich meine hat die Arbeit... es gibt ja auch Arbeiten, da sagt man sich: "Ja, war interessant. Schönes Modell und schöne Forschung aber nach zwei Jahren ist das Ergebnis obsolet." Darum...

René: Es ist schwierig. Wenn man am Anfang vor dem Projekt steht, denkt man: „Wow, das ist ja ein Problem, das lässt sich gar nicht lösen!“ Schritt für Schritt, über die Zeit, merkt man das man diesen großen Kuchen in entsprechende kleine Törtchen unterteilt, die vielleicht noch einmal halbiert und die lassen sich dann gut verdauen, ja. Den ganzen Kuchen gegessen, bekommt man Bauchschmerzen, aber Stück für Stück hat man schon lange Freude daran.

Robert: Gerade, wenn man auf einem Kettenkarussell fährt.

Rebecca: [lacht]

René: So war das eigentlich auch hier. Wenn man mit der Arbeit fertig ist, hat man ein bisschen das Gefühl, dass es so schwierig gar nicht war und man geht vielleicht auch ein

bisschen ernüchternder mit den Ergebnissen um. Ein Indikator, ob die Arbeit gut war oder nicht, sieht man vielleicht im Nachgang, wie Leute in ihren Forschungsthemen oder in ihren Arbeiten auf dieser Arbeit aufbauen und wie die damit umgehen. Wir schauen einfach, inwieweit meine Publikation woanders zitiert wird oder inwieweit andere Forschungsgruppen auf diese Daten eben aufbauen und das eben auch weiterentwickeln. Und da gibt es sicherlich Forschungsvorhaben, wo das sehr stark passiert und welche, wo das vielleicht schwächer passiert und manchmal gibt es auch in der Grundlagenforschung, dass wir erst hundert oder zweihundert Jahre später erfahren, dass das, was damals passiert ist, jetzt in der Praxis Anwendung findet, weil damals die technischen Möglichkeiten noch gar nicht so gut waren. In meinem Fall war es so, dass ich durchaus mitkriege, dass Leute auch jetzt noch, fast 12 Jahre danach, immer noch auf die Arbeit zurückgreifen und Sachen dort mit rausziehen, sich darauf beziehen. Durch meine Kontakte weiß ich, dass die Sache auch schon weiterentwickelt ist. Man hat jetzt auch andere Sachen untersucht. Jetzt geht es nicht nur noch um den Bahndamm mit den Pflanzen. Jetzt geht es um einen Bahndamm mit Pflanzen unter Erdbeben-Bedingungen.

Rebecca: Okay.

René: Also nochmal eine Stufe höher. Same, same but different. Also es geht auf alle Fälle in diese Richtung weiter.

Robert: Okay.

Rebecca: Cool.

Robert: Dann atmen wir kurz durch. Wir sind viel rumgekommen.

Rebecca: Und wir kommen noch weiter rum.

Robert: Wir nehmen euch mit. Wir heben ganz langsam von der Erde ab. Das klingt jetzt esoterischer, als es soll, das tut mir leid. Wir schweben ein wenig über den Wolken, wir drehen den Globus ein Stück, wir kommen wieder runter, wir sehen ein paar Kiwis, also die Vögel, und wir hören die Frage: „René, was bedeutet für dich Neuseeland?“

René: Das andere Ender der Welt, zunächst. [lacht] Also wir müssen den Globus schon ziemlich genau einmal umdrehen und auch unsere Uhr, je nachdem Sommer- oder Winterzeit. Aber ungefähr 12 Stunden... jetzt muss ich selbst überlegen. Vorstellen oder zurückstellen?

Rebecca: Vorstellen.

René: Ja. Die in Neuseeland sind ein bisschen schneller als wir. Das war meine nächste Station

nach Schottland. Also zum Mond ging es ja nun nicht, das hatten wir ja schon geklärt. Was aber gar nicht so schlimm ist, wenn ich mir das überlege. Einmal in Neuseeland gewesen sein, ist doch schon eine gute Herausforderung. Das sage ich immer ganz gerne: "Ich war nur einmal in Neuseeland. Drei Jahre lang." [lacht]

Rebecca: Einmal lange.

René: Einmal lange. Und da trägt mich vor allem die Verbindung nach Dundee. In Dundee liegt verankert, das Forschungsschiff Discovery. Die Discovery war seinerzeit das erste Forschungsschiff weltweit, was eigens für die Erforschung der Antarktis. Bis jetzt wurden alle Schiffe, die eingesetzt worden sind, um die Arktis/Antarktis zu erforschen, wurden irgendwie umgerüstet. Ein altes Handelsschiff genommen oder ein ehemaliges Kriegsschiff und hat das irgendwie neu ausgestattet und hat das dann eben auf Forschungsreise geschickt. Bei der Discovery war das ein bisschen anders. Die war wirklich "purpose-built". Für diesen Einsatz von Grund auf durchkonstruiert und auch entsprechend gebaut. Ich glaube, das Schiff hat seinerzeit 10.000 Pfund gekostet. Das sind...

Rebecca: Nur?

René: Über hundert Jahre ist das her.

Rebecca: Achso.

René: Davon war alleine für die Maschine 5.000 Pfund schon veranschlagt. So teuer war damals...

Robert: Da war der Motor aber nicht so stark.

Rebecca: Ja. Ne, das hatte mich jetzt gewundert. Wenn... Ich hätte ja jetzt... Wenn die vor, weiß ich nicht, 20 Jahren gebaut worden wäre, hätte ich etwas im Millionenbereich erwartet.

René: Ist ein Holzschiff.

Rebecca: Ja, aber dann natürlich ist das etwas älter und dann sind 10.000 Pfund für die damalige Zeit extrem wenig.

René: Extrem viel. Extrem viel und es ist auch ein wunderschönes Schiff daraus geworden. Und wenn ich sage „purpose-built“... Also erstmal ist es auch ein sehr stabiler Rumpf, der auch ein bisschen Eisdruck abhalten kann und jede kleinste Ecke wurde irgendwie genutzt, um noch ein technisches Gerät transportieren zu können und mit einzulagern. Die Discovery ist dann nach Neuseeland. Praktisch der letzte Hafen, um nochmal Proviant an Bord nehmen konnte. Dazu gehört in dem Fall eine ganze Schafherde, die dann eben auch mitgenommen werden sollte. Die Expedition verlief erfolgreich. Das Schiff kann jetzt in Dundee noch angeschaut werden.

Es gab damals, glaub ich, einen Todesfall an Bord. Das war, als das Schiff dann in Lyttelton, das ist der Hafen, der zu Christchurch gehört, wenn man da jetzt nicht so kleinlich sein möchte. Und wer von Neuseeland spricht, hat wahrscheinlich Geysire, heiße Quellen und schroffe Berge im Hintergrund, die Möglichkeit früh Ski zufahren und abends zu surfen. Weil der Strand vielleicht nur eine Stunde vom Skigebiet entfernt ist. Die Studierenden, die bei mir in der Geologie-Vorlesung waren, wissen, dass das mit einem gewissen Preis kommt. Neuseeland befindet sich genau zwischen zwei Erdplatten, die aufeinander zu driften.

Rebecca: Erdbeben.

René: Deswegen haben wir dort ja das Gebirge. Dort zeigen sich die unheimlichen Kräfte. Und wenn die sich lange aneinander reiben, irgendwann kommt es dann mal zu einem Erdbeben. Ich hatte die fragwürdige Gelegenheit, bei zwei Erdbeben in Christchurch auch dabei zu sein, die dann in der Endkonsequenz vielleicht auch ein bisschen den Weg geebnet haben, dass ich das Land verlassen habe.

Rebecca: Noch kurz abschließend zu Neuseeland, dann drehen wir den Globus schon wieder weiter. Ich habe gehört, dass Neuseeland, das was Tiere anbelangt, das Australien ohne giftige Spinnen beispielsweise, ohne gefährliche Tiere ist. Kannst du das unterstreichen oder gibt es auch da die Spinnen, die... Oder ähnliche Tiere. Hast du da irgendwas gesehen?

René: Das Schlimmste, was man in Neuseeland finden kann, sind Marder und Katzen, die den Kiwis zu setzen. Wer Angst vor Zecken hat, ist in Neuseeland absolut sicher. Also was die Natur betrifft... Also was diesen Punkt der Natur betrifft, ist das ein wunderbares Reiseland. Man muss sich nicht um Skorpione oder Schlangen kümmern. In Australien ist das eine ganz andere Geschichte.

Rebecca: Finde ich krass, weil es ja eigentlich, wenn man mal den ganzen Erdball betrachtet, es gar nicht so weit voneinander entfernt ist.

René: Skorpione konnten offensichtlich nicht so gut schwimmen.

Rebecca: Ja, na ein Glück. [lacht]

Robert: Nichts können die.

Rebecca: Ich habe ja schon angekündigt, dass wir den Globus noch etwas weiterdrehen.

Robert: Wir erheben uns wieder.

Rebecca: [lacht] Wir erheben uns wieder. Wir schweben über den Wolken wie du das so schön gesagt hast und...

Robert: ... und wir kommen wieder runter und landen in...

Rebecca: Arizona. Denn in Arizona wurdest du angeschossen. Das hast du uns erzählt oder im Vorsebstgespräch geschrieben.

René: Das wollte ich eigentlich nur meinen Enkeln erzählen.

Robert: Wir stellen es uns jetzt vor. Wir sind jetzt gerade deine Enkel. Wir sitzen bei einem Werther's Original...

Rebecca: [lacht]

Robert: ... und einem Baileys zusammen und...

René: ...Und ich im Schaukelstuhl.

Robert: Ja.

Rebecca: Wunderbar.

Robert: Und du erzählst uns, wie du in Arizona angeschossen wurdest, René. Und Peng!

René: Der Globus hat sich gedreht und es gab sogar noch einen Zeitsprung. Ich war noch ein bisschen jünger und die Haare sahen wahrscheinlich noch ein anders aus und vor allem war ich gerade mit einem großen Rucksack allein in den USA unterwegs. Ich bin dort getrampt. Das war übrigens eine Studienexkursion von unserer Universität. Da ging es um erdbebengerechtes Bauen und wir wollten nach Kalifornien und wollten uns dort anschauen, wie bestehende Bauwerke Erdbeben fitter gemacht werden und diese Exkursion sollte zwei Wochen lang dauern. Und ich dachte mir, das ist eigentlich eine sehr lange Reise und hat auch ein bisschen Geld gekostet. Ich fliege schon zwei Wochen vorher hin. In dem Augenblick bin ich dann nach Salt Lake City geflogen, das sind schon ein paar Tausend Kilometer von Kalifornien entfernt und werde zwei Wochen Zeit haben, diesen Weg per Anhalter zurückzulegen und einfach mal schauen was passiert und was auf dem Weg liegt. Und es lagen natürlich einige Nationalparks auf dem Weg, die ich mir angeguckt habe. Der Grand Canyon war sicherlich ein Highlight und der Arches-Nationalpark sicherlich ein anderes Highlight. Hervorragende Sache und sicherlich, wenn man trampt, hat man dann auch mit der Straße zu tun und so bewegt man sich dann auch ein Stückchen zu Fuß auf der Straße. Das kann mitunter sehr nervenaufreibend sein, vor allem wenn man sich auf einem Abschnitt befindet, bei dem man partout nicht wegkommt und irgendwann den Grund mitbekommt, woran das liegen könnte. Und der Grund war, dass da überall Zeichen standen: „Nehmen sie bitte keine Trampler mit!“ In der Nähe war ein Gefängnis.

Rebecca: Ahhhhh.

René: Also ein etwas längerer Fußmarsch. Irgendwann kam ich dann in einen Ort. Ein Ortseingangsschild ist erstmal ein gutes Zeichen und durch einen Ort durch gehen ist das andere. Zum anderen Ende, weil im Ort ist das Trampen natürlich sehr schwierig. Die Leute biegen links und rechts ab und wissen gar nicht, wo man hinwill. Also bin ich durch den Ort durch und wir erinnern uns vielleicht. Es gibt durchaus Bundesstaaten in den USA, da ist das Barfußlaufen verboten. Da kommt man ins Gefängnis, wenn sie dagegen eine Waffe tragen, ist das alles legal und alles im grünen Bereich. Gut, ich war jetzt nicht barfuß unterwegs und ich hatte auch keine Waffe am Revers.

Rebecca: Sehr löblich.

René: Bin eben mit meinem Rucksack die Straße entlang geschlendert und irgendwie bekomme ich dann im Augenwinkel mit, dass ein Auto, was eben schon mal an mir vorbeigefahren ist, jetzt nochmal an mir vorbeifährt. Es war ein recht heißer Tag. Vielleicht war das auch nur ein Déjà-vu und ich habe geträumt und plötzlich sehe ich, wie das Auto ungefähr auf meiner Höhe ist. Wie es aus dem hinteren Bereich ein Projektil aus dem Auto herausrutscht und danach ging eigentlich alles ziemlich schnell. Bevor ich mich versehen konnte und realisiert habe, was gerade passiert war, ist das Auto mit quietschenden Reifen davongefahren und ich war von oben bis unten nass gespritzt, von einer Wasserspritzpistole.

Rebecca: Da haste es aber auch...

René: Nach dem ersten Schreck, war ich doch sehr erfreut über die sehr willkommene Erfrischung, denn es war doch ein sehr heißer Tag.

Rebecca: Also du hat die Geschichte aufgebaut. Ich dachte, du sagst: "Ich war von oben bis unten vollgespritzt mit Blut!" Oder irgendwas aber es war dann doch nur eine Wasserpistole.

René: Das würde ich meinen Enkeln und nicht mal euch, niemals erzählen.

Rebecca: Oh man...Okay. Also spannend erzählt.

Robert: Also Stephen Kings Wasserspritzpistole.

Rebecca: [lacht] Hast du auch ein bisschen Blutdruck bekommen, Robert? Es wurde immer spannender.

Robert: Ja... Also... Natürlich mit der Ansage...

René: Die grüne Leuchte am Mikrofon wäre beinahe geplatzt.

Rebecca: Ja.

Robert: Ja. Wir sind jetzt viel um die Welt gekommen. Es waren sehr viel Einblicke in die Erde, in die Luft.

Rebecca: In das Studium. In die Lehre.

Robert: In das Studium.

Rebecca: In das Lernen. In Renés Humor.

Robert: Direkt rein in den Lauf einer Wasserspritzpistole.

Rebecca: [lacht]

Robert: Es war so spannend, dass ich zwischendurch, ihr könnt es bezeugen, mein Kugelschreiber kaputt gemacht habe.

Rebecca: Ohhh. Gottes Willen. [lacht]

Robert: Es tut richtig weh. Ja...

René: Das wäre dir mit Weltraumausrüstung nicht passiert. Die NASA hatte, glaube ich, damals, ein Projekt gestartet, wie man unter Wasser, im Weltall, also ohne Schwerkraft schreiben kann. Und da kam dann sowas Ähnliches raus wie ein Kugelschreiber. Die Sache hat wohl mehr als Hunderttausende Dollar verschlungen. Wisst ihr, was die Russen nehmen?

Rebecca: Einen Bleistift? Ja, oder?

René: Bleistift.

Rebecca: Ja, ich habe mich gerade gefragt: Okay, bei einem Kugelschreiber oder bei einem Füller kann ich das verstehen, da ist Flüssigkeit drin. Dass das dann vielleicht nicht so super schreibt, aber wenn ich dann einfach einen Grafitstift nehme oder ein Stück Kohle...

Robert: Okay, es war ein sehr fetziges Gespräch. René, vielen Dank, dass du dir die Zeit dafür genommen hast, jetzt an diesem ausklingenden Abend... Wir kommen wieder zurück auf die Erde... Rebecca! Ganz toll wieder vorbereitet.

Rebecca: Vielen Dank, Robert. Du auch und unsere Snacks waren wieder erste Sahne.

Robert: Ja, ich gehe vorher immer hier in unseren in unserem Stammlokal im Frösi einkaufen... Also einkaufen. Ich hole halt Snacks und Getränke und freue mich, wenn ihr auch das nächste Mal wieder einschaltet. Vielleicht mit einem warmen Bier oder einem kalten Kaffee. Was immer ihr so mögt.

Rebecca: [lacht] Genau. Wir hören uns dann nächsten Monat wieder.

René: Vielen Dank für die sehr charmante Reisebegleitung und natürlich auch die exzellente Versorgung während der Tournee.

Rebecca: [lacht] Perfektes Abschlusswort würde ich sagen.

Robert: Tschüss.

René: Tschüss.

Rebecca: Tschüssi.

Outro: #gerneperdu der h2 Talk-Podcast. Redaktion und Moderation Rebecca Göring und Robert Gryczke. Die Musik hat Mathies Kölzer für uns komponiert. Redaktionelle Unterstützung und Grafik kommen von der Hochschulkommunikation. Projektleitung und Produktion liegen beim Veranstaltungsmanagement.



www.h2.de/gerneperdu